

Insel Verlag

Leseprobe



Schultz, Uwe  
**Henri IV. Machtmensch und Libertin**

Biographie  
Mit einem Bildteil

© Insel Verlag  
978-3-458-17471-4









Uwe Schultz  
**HENRI IV**

Machtmensch und Libertin  
Biographie  
Mit zahlreichen Abbildungen

Insel Verlag

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

## INHALT

Das 17. Attentat . . . . .	9
Naturbursche im Béarn . . . . .	21
Die Bartholomäusnacht . . . . .	35
Der heitere Hof von Nérac . . . . .	50
Die eine liebende Geliebte . . . . .	67
Der letzte Heinrich . . . . .	85
Der lange Anlauf zum »gefährlichen Sprung« . . . . .	100
Für Paris eine Messe . . . . .	116
Für die Toleranz ein Edikt . . . . .	132
Zwei Mätressen und eine zweite Königin . . . . .	148
Ein gestundeter Friede . . . . .	165
Krieg um die Vorherrschaft in Europa – verschoben . . . . .	181
Zitatnachweise . . . . .	199
Bibliographie . . . . .	209
Personenregister . . . . .	213
Bildnachweis . . . . .	219



Diesen Helden besing ich, der Frankreich regierte  
Durch Siegeszug so gut wie durch Geblüt,  
Durch langes Leid geprüft zu herrschen lernte,  
Parteien einte und zu siegen wie verzeihen wußte . . .  
Und seinen Untertanen Sieger war wie Vater.

Voltaire, *La Henriade*, *Chant premier*

Die Schwäche, die Heinrich IV. sein ganzes Leben lang für die Frauen hatte,  
war seine größte und verhängnisvollste Klippe. Sie war das Unglück seines  
Lebens und ist es noch für sein Königreich.

Louis de Saint-Simon, *Parallèle des trois premiers rois Bourbons*



## DAS 17. ATTENTAT

An Vorzeichen hat es nicht gefehlt. Den düsteren Prophezeiungen, mit denen selbsternannte Seher ihn zu warnen suchten, begegnete Heinrich IV. auch im Jahr 1610 mit spöttischer Nüchternheit: »Schon seit dreißig Jahren haben die Astrologen und Scharlatane, die vortäuschen, es zu wissen, mir jedes Jahr prophezeit, daß ich Gefahr laufe zu sterben.«<sup>1</sup> Doch von Vorahnungen war er nicht frei. Auch am Morgen des 14. Mai, einem Freitag, nach schlafloser Nacht und der Frühmesse in der Kirche der Feuillanten Saint-Benoît in den Louvre zurückgekehrt, bedrängten ihn schwermütige Gedanken. César, der Herzog de Vendôme, sein natürlicher Sohn aus der Verbindung mit Gabrielle d'Estrées, dem er besonders zugetan war, besuchte ihn in seinem Kabinett und berichtete von einem Mann namens La Brosse, der in astrologischen Fragen erfahren sei und ihm gesagt habe, daß die Konstellation der Sterne dieses Tages das Leben des Herrschers bedrohe. Auf diese Warnung seines Sohnes antwortete Heinrich IV. nur: »La Brosse ist ein alter Gauner, der es auf Euer Geld abgesehen hat, und Ihr seid ein junger Narr, der ihm glaubt. Unsere Tage werden nur vor Gott gezählt.«<sup>2</sup>

Danach traf er mit dem Marschall Bassompierre zusammen und sagte: »Ihr kennt mich noch immer nicht, Ihr anderen; aber ich werde an einem dieser Tage sterben, und wenn Ihr mich verloren habt, werdet Ihr erkennen, was ich wert war und auch den Unterschied zwischen mir und den anderen Menschen.«<sup>3</sup> Bassompierre, der seinen Herrn auf dem Gipfel seiner Macht sah, war es doch der Vorabend eines gewaltigen Feldzugs, der Frankreich endgültig von der Vorherrschaft Habsburgs in Europa befreien und ihm den ersten Rang auf dem Kontinent verschaffen sollte, drang mit beruhigenden, ja ermahnenden Worten auf ihn ein: »Mein Gott, werdet Ihr, Sire, denn niemals aufhören, uns zu beunruhigen, indem Ihr sagt, daß Ihr bald sterben werdet? Diese Worte sind nicht gut. Ihr werdet, wenn es Gott gefällt, noch lange und glück-

liche Jahre leben. Es gibt auf der Welt kein dem Euren vergleichbares Glück: Ihr steht erst in der Blüte Eurer Jahre, seid vollkommen gesund und von bester Körperkraft, von Ehren überhäuft mehr als irgendein anderer Sterblicher, erfreut Euch in völliger Gelassenheit des blühendsten Königreiches auf der ganzen Welt, seid geliebt und verehrt von Euren Untertanen und in vollem Besitz von Gütern, Geld, schönen Häusern, einer schönen Gemahlin, schönen Mätressen, schönen Kindern, die gerade heranwachsen. Was fehlt Euch noch, und was könnt Ihr mehr wünschen?« Der König lächelte und entgegnete. »Mein Freund, das alles muß ich zurücklassen.«<sup>4</sup>

Die bedrückte Stimmung verließ den Herrscher auch nach diesem Gespräch nicht. Eher unentschlossen verbrachte er den Tag – ein angefangener Brief in seinem Kabinett, Kurzbesuche bei den Töchtern Elisabeth und Chrétienne, schließlich ein Gespräch mit seiner Gemahlin Maria von Medici darüber, ob er seinen Finanzminister Sully im Arsenal besuchen solle oder nicht. Es galt, mit ihm, dem engsten Vertrauten, die letzten militärischen Details zu besprechen, auch die Frage, ob der König erst am Montag oder schon früher zu seiner Armee aufbrechen solle. Zunächst hatte Sully in den Louvre kommen sollen, doch da er eine leichte Verletzung auskurierte, war der König schnell bereit, seinerseits ins Arsenal zu fahren. Seine Gemahlin, die befürchtete, daß dort lästige Einzelheiten des Feldzugs ihn erwarteten, riet ab: »Monsieur, gehen Sie in keinem Fall dorthin, geben Sie Nachricht. Sie sind in guter Stimmung, und dort werden Sie sich ärgern.«<sup>5</sup>

Heinrich IV. aber wollte seine Hauptstadt im Schmuck der Vorbereitungen sehen, die für den feierlichen Einzug seiner Gemahlin am nächsten Tag getroffen wurden – Triumphbögen von großer Pracht zu Ehren Marias, die am Vortag in Saint-Denis gekrönt und gesalbt worden war, um während der Abwesenheit des Herrschers die uneingeschränkte Regentschaft ausüben zu können. So befahl er seinem Gardehauptmann Vitry, die Karosse vorfahren zu lassen, und entließ ihn zugleich aus der Pflicht, bei dem Ausflug zu seinem Schutz an seiner Seite zu sein. Selbst auf Gardi-

sten verzichtete er, nur wenige ausgewählte Edelleute und Lakaien begleiteten ihn.

In der großräumigen Karosse nahm der König, der wegen des frühlingshaften Wetters den Mantel abgelegt hatte, auf der hinteren Bank in der Mitte Platz, zu seiner Rechten der Herzog d'Épernon und der Marschall Lavardin, zu seiner Linken der Herzog de Montbazon und der Marschall La Force. Auf den vorderen Sitzen saßen der Marquis de Liancourt und der Marquis de Mirebeau. Zunächst fragte Heinrich IV., wie der zeitgenössische Chronist L'Estoile berichtet, »nach dem Monatstag. Irgend jemand antwortete, es sei der fünfzehnte; ›nein‹, meinte ein anderer, ›es ist der vierzehnte.‹ ›Du hast recht‹, sagte der König, ›du kennst deinen Kalender besser.‹ Nachdenklich fügte er hinzu: ›Zwischen dem dreizehnten und dem vierzehnten . . .‹«,<sup>6</sup> lachte dann aber abwehrend, denn nach einer Prophezeiung würde er an diesem Tag eines Monats sterben.

Bevor die Karosse den Hof des Louvre verlassen und die Ausfahrsperrre erreicht hatte, ließ der König das Schirmleder über dem Wagen abdecken. Es war ein heller, warmer Tag, und er wollte sehen, wie weit der Straßenschmuck für den feierlichen Einzug der Königin gediehen waren. Sogar den Weg über den Kinderfriedhof zum Arsenal bestimmte er selbst – ein markanter Punkt im Zentrum von Paris, wo die noch »Unschuldigen« (»Les Innocents«) begraben wurden. Direkt am Friedhof entlang, von den Gräbern nur durch die Mauer des Klosters getrennt, zog sich die heute noch existierende Rue de la Ferronnerie, eine schmale Geschäftsstraße: links die Klostermauer mit an ihr angelehnten Läden und deren Auslagen von Süßigkeiten, rechts enggereihete Häuser. Schon Heinrich II. hatte ein halbes Jahrhundert zuvor beschlossen, die enge Straße zu verbreitern, doch war die Planung nicht realisiert worden. Als die Karosse in die Rue de la Ferronnerie einbog, bemerkte der König den Herrn de Montigny, den er vor vielen Jahren gerade in dem Augenblick umarmt hatte, als Jean Châtel ihn mit dem Dolch zu töten versuchte, aber nur an der Oberlippe verletzte. Er rief ihm einen heiteren Gruß zu.

In der Mitte der engen Straße kam die königliche Karosse jedoch zum Stehen, denn zwei Wagen, einer mit Wein, der andere mit Heu beladen, versperrten die rechte Seite der engen Durchfahrt. Vergeblich versuchte der Kutscher des Königs, mit Schlägen auf die Pferde sich freie Fahrt zu verschaffen, kam jedoch nicht voran, und so nahmen die begleitenden Edelleute und Diener – bis auf zwei – die Abkürzung über den Kinderfriedhof, um am östlichen Ausgang der Rue de la Ferronnerie die königliche Karosse zu erwarten.

Heinrich IV. war mit Épernon ins Gespräch vertieft, dem er einen Brief zeigte. Es ging um den unmittelbar bevorstehenden Feldzug, die Kriegsvorbereitungen gestalteten sich günstig, und der König betonte mit Nachdruck: »Zurück im Arsenal, werde ich Ihnen den Plan zeigen, den Escures (Generalmarschall für Stationierung und Verpflegung der Armeen, Anm. des Autors) entworfen hat, um den Durchmarsch unserer Armee zu sichern. Sie werden damit sehr zufrieden sein, ich habe ihn mit großer Genugtuung zur Kenntnis genommen.«<sup>7</sup> Den Stillstand der Karosse und die Unbewachtheit des Königs – ein Diener war nach vorn geeilt, um die Neugierigen zurückzudrängen, während der andere sich niederbeugte, um sein Strumpfband festzubinden – nutzte ein hochgewachsener, kräftiger, rothaariger Mann, der der Karosse schon seit der Ausfahrt aus dem Louvre gefolgt war, um mit dem einen Fuß auf einen Grenzstein, mit dem anderen auf die Hinterachse der Karosse zu springen. Verdeckt unter seinem Mantel hielt er ein Messer und stach damit auf den König ein, dreimal in schneller Folge.

Mit dem ersten Stich verwundete er ihn nur leicht – das Messer drang durch den linken Ärmel und durch sein Wams, sogar durch sein Hemd, doch verursachte es nur eine leichte Wunde in der Höhe der zweiten Rippe. Der König sagte: »Ich bin verletzt.«<sup>8</sup> Der zweite Stich drang zwischen der fünften und sechsten Rippe in die Brust ein, durchschnitt die Lunge und traf die Aorta. Es war eine tödliche Verletzung, und sofort floß das Blut aus dem Mund des Königs. Der dritte Stich ging am Körper des König

vorbei und traf nur den Ärmel von Montbazon. Die Tat war so blitzschnell vollzogen worden, daß der Attentäter, der aus der Menge aufgetaucht war, unerkannt in sie wieder hätte eintauchen können – doch er stand wie versteinert, »als ob er sich sehen lassen wollte und um sich des größten Attentats zu rühmen«,<sup>9</sup> wie L’Estoile berichtet. Die Edelleute stürzten sich auf den Mann mit dem Messer – Monsieur de Saint-Michel wollte ihm den Degen in den Leib stoßen, doch Épernon rief, daß des Todes sei, wer ihn töte.

Währenddessen hatte der König bereits das Bewußtsein verloren, als ihm der Marschall La Force noch zurief: »Sire, denken Sie an Gott!«<sup>10</sup> Der Marschall war es auch, der den Körper des Königs mit dessen Mantel zudeckte und befahl, das Dachleder über die Karosse zu ziehen, die sich nur mühsam rückwärts aus der Rue de la Ferronnerie bewegen konnte. Épernon rief der verstörten und zugleich aufgebracht Menge zu, daß der König nur leicht verletzt sei. Im Galopp zogen die Pferde die Karosse durch die Straßen zum Louvre – dort angekommen, war Heinrich IV. bereits tot.

Wer war der rotbärtige Mörder des Königs, der Vollstrecker des 17. Attentats, der erste, dem die Tat gelang? François Ravailac wurde 1578 in Angoulême geboren. Sein Vater war ein Gerichtssagent, der die Mutter früh verlassen hatte. Ravailacs Schwestern waren beim Vater geblieben. Seine Mutter hatte ihn zu großer Frömmigkeit erzogen, und er unterwies in Angoulême etwa achtzig Jugendliche im Beten, was ihm geringe Einkünfte sicherte. Doch seine wirtschaftliche Situation war so wenig stabil, daß er teilweise im Schuldturm einsaß. Wie sein Vater war er auch in Gerichtsgeschäften tätig, doch eher sporadisch, was ihn gelegentlich die Reise nach Paris unternehmen ließ, um dort Prozesse zu betreiben. Den Weg in die Hauptstadt legte er, weil es am billigsten war, zu Fuß zurück, was acht Tage in Anspruch nahm. Vor allem trieb ihn in Paris seine Frömmigkeit um und folgerichtig das Bestreben, Mönch zu werden.

So war er als Laienbruder in den Orden der Feuillanten einge-

treten, eine Kongregation der Zisterzienser, dessen Mitglieder um eine tiefe Gläubigkeit und demütige Lebensgestaltung bemüht waren. Ihr Ruf religiöser Strenge hatte ihnen zahlreiche Gläubige und Gönner des Hochadels und des Hofes zugeführt; eines ihrer Klöster befand sich in der Rue Neuve-Saint-Honoré in unmittelbarer Nähe der Tuileries. Ravailacs Aufenthalt dort dauerte nur sechs Wochen, denn man nahm ihm, »weil er während der Andacht Visionen gehabt hatte«,<sup>11</sup> das Ordenskleid ab. Die Klosteroberen wie die Kirche selbst mißtrauten Menschen, deren seelisches Gleichgewicht labil war – sie konnten sich zu Aktionen hinreißen lassen, deren Folgen auch für den Orden fatal sein würden. Diese Vorsicht ließen auch die Jesuiten walten, als Ravailac bei ihnen in der Kirche Saint-Louis um Aufnahme als Laienbruder bat – ihre Begründung war, daß sie niemanden akzeptierten, der schon in einem anderen Orden gelebt hatte. Ravailac, dessen Frömmigkeit tief verwurzelt war, mußte sich gedemütigt und ausgeschlossen fühlen.

Nach diesen Mißerfolgen wurde er von der Obsession umgetrieben, den König auf den richtigen Weg einer konsequenten Religionspolitik zugunsten der katholischen Kirche zurückzuführen. Der bevorstehende Krieg des Königs in der Koalition mit protestantischen Mächten gegen das katholische Spanien hatte die Geister generell in Unruhe versetzt; Ravailac, wenig informiert und radikalisiert, sah darin ein Menetekel für seine Kirche: »Der König wollte Krieg führen gegen den Papst . . . , den Heiligen Stuhl nach Paris bringen und die Häresie triumphieren lassen.«<sup>12</sup> Er spürte den in seinem Glauben fundierten Auftrag, diese Bedrohung, wenn nicht Zerstörung seiner Kirche zu verhindern, indem er den König auf den Weg des Kampfes für die katholische Kirche zurückführte – durch persönliche Ermahnung im Gespräch.

Mit diesem Ziel brach er im Januar 1610 erneut von Angoulême nach Paris auf. Der Marschall La Force, der für die Sicherheit des Herrschers verantwortlich war, hat in seinen Memoiren festgehalten, wie Ravailac sich im Louvre direkt an die Gardien des Königs wandte, um zu ihm vorgelassen zu werden. Seine Begründung lau-

tete: »Er habe ihm Dinge zu sagen, die er nur ihm sagen könne.« Man durchsuchte ihn, in seiner Kleidung fand sich nichts Verdächtiges, und La Force »gab von alledem dem König Kenntnis, der sagte: Das sind diese Gestörten, die einen verwirrten Verstand haben und sich Visionen einbilden. Wenn man ihn durchsucht und nichts gefunden hat, jage man ihn fort und verbiete ihm unter Androhung von Stockschlägen, sich dem Louvre und meiner Person zu nähern.« La Force drang auf den König ein, den verdächtigen Mann der Justiz zu überstellen, aber »am Ende befahl ihm der König ausdrücklich, ihn laufen zu lassen, und er (La Force) mußte gehorchen«. <sup>13</sup>

Derart zurückgewiesen, wandte sich Ravailac an verschiedene Persönlichkeiten mit der Bitte, ihm Zugang zum Herrscher zu verschaffen, darunter der Jesuit d'Aubigne, ein Sekretär der Herzogin von Angoulême und auch ein Offizier der Königin von Navarra, Marguerite de Valois, der ersten Gemahlin Heinrichs IV. Einmal, als die Gelegenheit günstig war, sich dem König bei dessen Gang durch die Stadt zu nähern, rief er ihm zu: »Sire, im Namen unseres Herrn Jesus Christus, ich muß mit Ihnen sprechen.« <sup>14</sup> Doch Heinrich IV., derart bedrängt, stieß ihn mit einem Stock zurück und weigerte sich, ihn anzuhören.

Diese zweite Niederlage trieb Ravailac nach Angoulême zurück und verschärfte zugleich in ihm den heiligen Auftrag, den König auf seinem für die Kirche verderblichen Weg aufzuhalten – nun mit Gewalt. Erneut brach er, es war Mai 1610, nach Paris auf, quartierte sich dort im Gasthof »Cinq Croix« in der Vorstadt Saint-Jacques ein und stahl ein Messer, das ihm für die Tat geeignet erschien – für das Attentat. Doch plötzlich trübten Zweifel die Gewißheit seiner Mission, und er machte sich auf den Rückweg nach Angoulême. Aber nahe Etampes, wo ein Kruzifix mit dem von Schmerzen gequälten Jesus am Weg ihn aufzuhalten und erneut zu beauftragen schien, erschien ihm seine Vision in neuer Klarheit – er machte kehrt und wanderte wieder nach Paris.

Dort nahm er täglich vor dem Louvre Aufstellung. Einmal versuchte er, in einem düsteren Durchgang des Schlosses bis zum Kö-

nig vorzudringen, aber das Gefolge der Edelleute hinderte ihn, sich dem Herrscher zu nähern. Am 14. Mai, als die königliche Kasse den Louvre verließ, lauerte er bereits an der Ausfahrtsperre und folgte dem Wagen in die Rue de la Ferronnerie. Dort bot sich ihm die erste und letzte Gelegenheit zur tödlichen Tat, denn seine geringen finanziellen Mittel hätten ihn gehindert, auch nur einen Tag länger in Paris zu bleiben, und auch der Kriegsplan Heinrichs IV. sah vor, daß der König in kürzester Frist seine Hauptstadt verlassen würde.

Der Mordanschlag Ravailacs war der letzte einer Serie, die schon begann, als der Béarnier nur König von Navarra war, und die sich in schneller Folge fortsetzte. Waren es 17, waren es 20 – einige Attentate gelangten nicht über die erklärte Absicht und die Beschaffung der Mordinstrumente hinaus, was den Tod am Galgen oder auf dem Hochgerüst der Place de Grève in Paris nicht ausschloß. Doch im Gegensatz zu den Verschwörungen, die die politischen Gegner des Königs planten und ins Werk setzten, wobei sie durch den Tod des Herrschers selbst den Aufstieg in höchste Machtpositionen anstrebten, waren Ravailac und seine Vorgänger frei von jedem Eigeninteresse, sie waren durchdrungen von einem religiösen Auftrag, Vollstrecker einer reinen, ins Monströse gesteigerten Vision, Erleuchtete und Verirrte.

Ihr Ideal, ja ihre Ikone, war Jacques Clément, der Dominikaner, der 1589 den letzten Valois-König Heinrich III. in Saint-Cloud erdolcht hatte. Der junge Mann, Anfang Zwanzig, war von extremem Glaubenseifer umgetrieben, und als Heinrich III., bedrängt und bedroht in seiner Machtstellung von der katholisch-spanischen Liga, sich den Hugenotten unter Heinrich von Navarra zuwandte, war für ihn der König zum Tyrann und Verräter an der Kirche geworden, den zu töten er für nicht nur moralisch erlaubt, sondern für religiös geboten hielt. Um seines mörderischen Auftrags sicher zu sein, hatte sich Clément an seinen Beichtvater gewandt, ebenfalls einen Dominikaner, und eine Antwort gesucht, indem er vorgab, eines seiner Beichtkinder trage sich mit dem Plan, den König zu töten, und er wisse nicht, wie er die richtige, theo-

logisch begründete Antwort geben könne. Sein älterer Ordensbruder, den er hoch verehrte, hatte geantwortet: »Beruhige ihn im Auftrag Gottes; er braucht ganz und gar nicht zu fürchten, gegen sein Gewissen zu handeln, wenn er nicht von privater Rachsucht getrieben wird, sondern aus Glaubenseifer, zu Ehren Gottes und zum Frieden des Landes handelt. Er belastet keineswegs sein Gewissen, er macht sich sogar verdient, und sollte er dabei umkommen, wird seine Seele gewißlich gerettet und Gott glücklich über ihn sein.«<sup>15</sup>

Auch Jean Châtel, ein verhinderte Attentäter Heinrichs IV., Student der Rechte, der die Humaniora bei den Jesuiten absolviert hatte, war von dem Beispiel des zum Märtyrer aufgestiegenen Jacques Clément bestimmt. Seiner Meinung nach saß im Jahr 1594 nicht allein ein langjähriger Ketzer auf dem Lilienthron, diesen und seine Hauptstadt hatte er sich für Châtel auch dadurch erworben, daß er zum katholischen Glauben konvertiert war, was nur eine Scheinkonversion gewesen sein konnte, deren politischer Preis offenkundig war. Zudem hatten die Jesuiten die Absolution Heinrichs IV. in Saint-Denis nicht anerkannt – auch wenn der Jesuit Père Guéret selbst unter der Folter nicht zu der Aussage zu bringen war, seinem Beichtkind Châtel zum Attentat geraten oder auch nur von dessen Attentatsplan gewußt zu haben.

Zahlreiche Theologen und Pfarrer in Paris legitimierten nach dem Tod Heinrichs III. Attentate auch auf Heinrich IV., darunter Jean Boucher, der unter Pseudonym eine Apologie Jean Châtels verfaßte – dieser hatte den König nur verletzt und war dafür auf dem Schafott gestorben. Seine Thesen, und nicht nur die seinen, gaben möglichen Attentätern die Waffen geradezu an die Hand: Ein Herrscher werde zum Tyrannen, indem er die katholische Kirche verfolge, und sei es durch Begünstigung der »Gegenkirche« der Hugenotten; er verliere den Rang, Gesalbter des Herrn zu sein; wenn er, wie dem angeblich nur aus Opportunismus zum Katholizismus konvertierten Heinrich IV. unterstellt wurde, ein Ketzer sei, dürfe er getötet werden, und zwar von jedem – ohne Prozeß. Wenn es um den tödlichen Kampf gegen die Ketzer gehe, komme,

so die theologische Argumentation Jean Bouchers, die Hierarchie der Gebote zum Tragen. Das erste Gebot »Du sollst Gott Deinen Herrn lieben, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele« steht ranghöher als alle nachfolgenden, auch als das fünfte: »Du sollst nicht töten.«

Nahezu alle Vorgänger Ravaillocs, wie weit ihre Pläne auch von der realen Chance eines Attentats auf den König entfernt blieben, waren von diesem religiösen Dogma getrieben. 1595 war es ein Advokat aus Angers, ein fanatischer Ligist, der frühzeitig entdeckt und auf der Place de Grève alsbald gehängt und verbrannt wurde. Ein Jahr später war es ein Italiener, der in Meaux hingerichtet wurde – seine Waffe für das Attentat war eine Armbrust gewesen. Charles Ridicaue, wie Jacques Clément ein Dominikaner, absolvierte gleichsam Pilgerfahrten zu Vater und Mutter von Jean Châtel, beichtete seinen Plan jedoch, und der Beichtvater informierte die Justiz, was Ridicaue den Tod brachte. Der Attentäter Jacques Des Isles hielt sich für den direkten Nachkommen des legendären Königs Pharamond und schrie: »Gebt mir mein Königreich zurück!«<sup>16</sup> Als Heinrich IV. auf der Rückkehr von der Jagd reitend den Pont-Neuf überquerte, stürzte er sich von hinten auf dessen Pferd und erhob mit dem rechten Arm einen Dolch gegen ihn, doch das Gefolge verhinderte rechtzeitig die Tat. Zu einem Prozeß gegen ihn kam es nicht, denn Heinrich IV. bestand darauf, daß der verwirrte Verstand des Attentäters ihn nur in gesicherte Verwahrung bringen sollte.

Doch Ravailloc war kein Verwirrter, sondern ein »Erleuchteter«. Seine tiefe Frömmigkeit ließ auch ihn das erste Gebot vor das fünfte stellen. Er gestand zwar ein, von einem bösen Dämon getrieben worden zu sein, doch wähnte er sich vor der Tat wie danach im Auftrag Gottes, dessen königlichen Gegner zu töten für ihn nur Verpflichtung eines Rechtgläubigen sein konnte: »Befragt, ob er nicht Abscheu empfinde für solch einen erbärmlichen und für ganz Frankreich verheerenden Streich, hat er geantwortet, er bedaure, die Tat begangen zu haben, aber, weil sie für Gott geschehen sei, werde dieser ihm die Gnade erweisen, bis zum Tod treu